

Zeitschrift: Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft
Band: 3 (1981)
Heft: 10

Artikel: Langer Marsch und neuer Anfang
Autor: Beer, Rudolph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolph Beer

Langer Marsch und neuer Anfang

Natürlich hat alles 1967 angefangen. Vorher: moralisches Engagement, aus protestantischer Erziehung geboren, für Gerechtigkeit, gegen Unterdrückung, gegen die Atombewaffnung, gegen Strauß' Spiegel-Streich. „Du mit deinem sozialen Tick!“ sagte meine Freundin. Ich las linke Literatur; die Erkenntnis blieb abstrakt. Ein Freund sagte zu mir, es wäre an der Zeit, konkret zu werden und in die SPD einzutreten. Da war mir die SPD noch zu links, das ganze wohl auch zu konkret. Ich winkte ab.

Dann 1967 der Paukenschlag. Der 2. Juni führte mich zur Oper, als Neugierigen, wie Ohnesorg. In dieser Nacht schlief ich nicht. Wie eine Keule trafen mich am Morgen danach die Flutwellen von Haß und Geifer, die die gesamte Presse über die Geschlagenen zusätzlich auskübelte. Wir wurden schmerzhaft darauf gestoßen, daß in dieser Gesellschaft irgendetwas nicht stimmte. Auch im Institut wogten die Emotionen.

Mit-be-stim-mung, Mit-be-stim-mung

An den Universitäten schwoll die antiautoritäre Revolte. Die Ausläufer schwappten ins Institut, vornehmlich mit den Studenten, die für eine Diplom- oder Doktorarbeit zu uns kamen, aber auch einige von uns jüngeren, schon fertigen Wissenschaftlern fühlten sich dazugehörig. Gelegenheit zur Aktivität kam bald: das Institut wurde in eine andere Rechtsform umgewandelt, bekam Satzung, Institutsordnung, Gremien und dergleichen: wir kämpften für „Demokratie“ und „Mitbestimmung“, ja, „Selbstbestimmung“. Wir wollten die Forschungsinhalte bestimmen, das forschen, das „dem Volke nützt“, gegen das Diktat des Kapitals und der ihm verbundenen Bonzen. Lang wogte der Kampf um Paritäten und Wahlverfahren, imperatives Mandat und Abwahl. Der „Boß“ unserer Abteilung drohte alle drei Tage mit seinem Rücktritt, der Boß einer anderen Abteilung trat in der Tat zurück. Irritierend bei allem: das „Volk“ – die Arbeiter, Techniker, Sekretärinnen – für die das alles doch war, setzte sich kaum ein für die „Demokratie“, blieb seltsam apathisch.

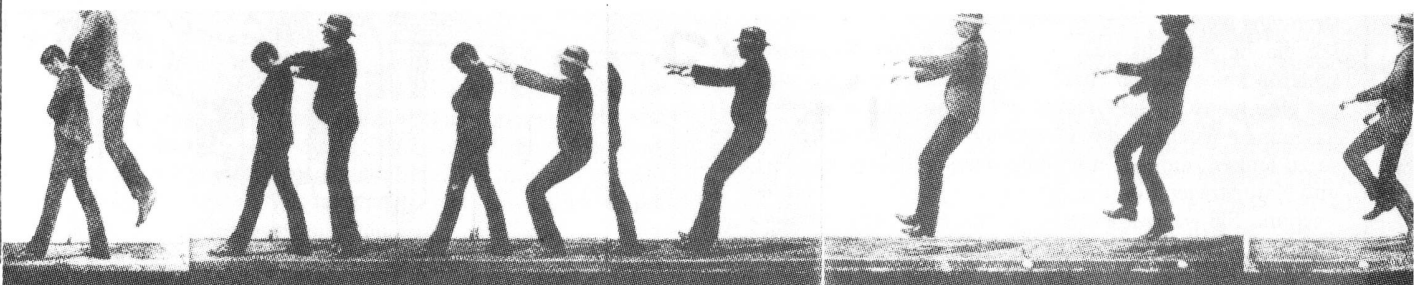
Mitbestimmung taugt nichts

Ich ging dann für zwei Jahre an ein westdeutsches Institut. Dort bildete sich gerade eine politische Gruppe. Daß sie mich baten mitzumachen, bereitete mir eine Art Glücksgefühl. Es waren auch Techniker, Laboranten, Werkstattarbeiter dabei. Einer sagte: „Mitbestimmung taugt nichts. Jedenfalls führt sie nicht zum Sozialismus.“ Mitbestimmung in der Forschung z.B. sei etwas für die jungen Wissenschaftler, weil sie dann besser über ihre eigene Arbeit bestimmen und diese auf das eigene

Fortkommen, die Karriere, ausrichten könnten – ganz unabhängig davon, was sie für schöne Ideen im Kopf oder Worte im Mund hätten über „Forschung im Dienste des Volkes“. Ich mußte an Berlin denken, wo nur die jungen Wissenschaftler sich für die „Demokratie“ schlugen. Und einer sagte, eine sozialistische Bewegung müsse sich vor den Intellektuellen, den Studierenden hüten. Keineswegs sei automatisch „sozialistisch“, wofür sich diese unter diesem Etikett einsetzten. Gar zu leicht setze sich auch bei aufrechter Gesinnung unter der Hand das konkrete Sonderinteresse (an Karriere und Privilegien) durch, zu groß sei die Versuchung, daß die Rede- und Denkgeübten an der ihnen unversehens zufallenden Führungsrolle Gefallen fänden und sich darin einrichteten.

Die Arbeit isoliert

Lange Diskussionen, Seminare über „die Rolle der technischen Intelligenz im Spätkapitalismus“. Immerhin eine wichtige Frage: wie kommt's, daß so einer wie ich politisch wird? Materielle Schwierigkeiten können kaum der Antrieb gewesen sein, denn meine berufliche Entwicklung verlief völlig glatt: Gymnasium, Abitur, Studium (unter Entbehrungen zwar, aber das war seinerzeit für fast alle so), Diplom, Promotion, Anstellung in einem Institut der Grundlagenforschung. Auch die Entfremdung der Arbeit kann es nicht sein, denn diese ist in der Grundlagenforschung mit ihrem hohen Grad an Freiheit und Selbstbestimmung nur schwach fühlbar. Eher schon das Mißvergnügen an der Esoterik, der „Nutzlosigkeit“ unserer Arbeit: unsere Ergebnisse sind so speziell, daß auf der ganzen Welt nur 100, 200, vielleicht 500 Menschen (Kollegen) sie wirklich zur Kenntnis nehmen. Der Mensch, mit dem ich mich in der Kneipe oder der Eisenbahn unterhalte, kann nichts damit anfangen. Beneideter Gegenpol: ein Auto konstruieren, das Millionen mit Vergnügen fahren; ein Buch schreiben, das Millionen mit Bewegung lesen. Unsere Arbeit isoliert uns. Und genau dies war mein Hauptproblem überhaupt: die Barrieren im Umgang mit anderen Menschen, die Schüchternheit, die Isolation in der Kleinfamilie, in der Konkurrenz von Studium und Beruf – alles ein Korsett für das Bedürfnis nach Nähe und Zuneigung. Und da kamen 1967 welche und erklärten überzeugend, wie das alles zusammenhängt und wollten etwas Neues herbeiführen: das „Miteinander“ anstelle des „Getrennt voneinander“ oder gar des „Gegeneinander“. Und schon beim Kämpfen für das Neue sollten die Schranken zwischen den einzelnen schwinden, das Miteinander anfangen. Das war etwas für mich. Gewiß eine andere Motivation als die des „ausgebeuteten Lohnsklaven“. Aber akzeptabel in der Tendenz, dachte ich, denke ich. Ich hatte einfach keine Lust, die für mich eigentlich vorgesehene Stelle in der gesellschaftlichen Hierarchie einzunehmen, keine Lust, Weisungsempfänger zu sein, noch weniger Lust, Vorgesetzter – das hät-



te mich von noch mehr Menschen isoliert. Schon 1966 hatte ich die Aufforderung, zu habilitieren (perspektive Institutsdirektor) abgelehnt.

Es gab viel zu lernen . . .

Ich kam in der Berliner Institut zurück. Die Mitbestimmung war etabliert. In den Gremien stritten sich die Wissenschaftler um die Anteile am Etat, jeder für sein eigenes Arbeitsgebiet. Die demokratischen Idealisten waren enttäuscht. Das „Volk“, nach wie vor, uninteressiert. Zu Recht – mir erschien das inzwischen logisch. Was blieb von den Jahren der Auseinandersetzung? Sie waren eine ausgezeichnete Schule für gesellschaftliche Bewegungen und Auseinandersetzungen gewesen. Sie waren in praktischer hautnaher Wirklichkeit wie eine fleischgewordene Bilderbuchfibel dessen, was ich in klugen linken Analysen schon lange gelesen hatte. Ich griff mir oft an den Kopf: das ist doch kaum zu glauben – das läuft ja ganz genauso, wie es in den Büchern steht! Durch ihr Handeln zeigten alle Gruppen – die jungen Wissenschaftler wie die sonstigen Mitarbeiter, die reaktionären Patriarchen und die „liberalen“ technokratischen Jung-Bosse, die Herrschaftstechniker in der Administration und erst recht die staatlichen Stellen – welche wirkliche gesellschaftliche Rolle sich hinter allen, teils noch so progressiven verbalen Äußerungen verbarg. Ich glaube, ich habe viel dabei gelernt (erfahren). Also kein Grund zu resignieren.

. . . und viel zu tun

Um diese Zeit sprach mich ein Techniker an: ich hätte immer so fortschrittliche Ideen, jetzt sollte ich auch mal etwas tun und für den Betriebsrat kandidieren. Ich wußte nicht, was auf mich zukam, konnte mich aber der Logik nicht entziehen. Bald war ich im Betriebsrat und trat dann auch in die Gewerkschaft ÖTV ein. Für mich wie für die anderen beiden jungen Wissenschaftler im Betriebsrat war das wie eine Enthüllung: nach Jahren hochtrabender Analysen und Entwürfe jetzt die Begegnung mit wirklichen, nicht-privilegierten Menschen, mit konkreten sozialen Problemen und Not: Kündigung, Unterbezahlung, Arbeitsplatzunsicherheit, Alkoholismus, Degradierung, Versetzung usw. usw. Und der zähe Kampf mit dem Arbeitgeber, Angesicht in Angesicht, um die betroffenen Menschen zu schützen. Gewiß, unser Arbeitgeber ist sanfter als einer in der Industrie, aber das Prinzip ist dasselbe, er gab uns alle Hände voll zu tun (und noch mehr). Parallel dazu die gewerkschaftliche Aktivität: Bildung einer Betriebsgruppe, neue Mitglieder, regelmäßige Zusammenkünfte, Institutszeitung, Mobilisierung zu konkreten Fragen wie: Tarifbindung, Tarifrunde und auch Konflikte, die das Ministerium nach und nach lieferte in seinem Bemühen, die Großforschungseinrichtungen stromlinienförmig technokratisch zu gestalten: Zeitverträge, Beurteilungswesen, Mobilität, Arbeitskontrolle, Rationalisierung. Frustrierend war häufig die Trägheit des Gewerkschaftsapparates (an-

dere finden härtere Worte dafür – das wäre zu diskutieren). Erfreulich: die Zusammenarbeit mit anderen Gewerkschaftsgruppen, auch außerhalb der Forschung, und viele neue Freunde.

Betriebsratsarbeit und ihre Grenzen

Leider fraß die Betriebsratsarbeit die Arbeitskraft fast völlig auf. Im 2. Jahr war ich Betriebsratsvorsitzender, und dieses Jahr sowie drei weitere tat ich fast nichts anderes, selbst die Gewerkschaftsarbeit litt. Es gab halt die gesetzlichen Pflichten des Betriebsrats, und vor allem in Fülle die konkreten Probleme konkreter Menschen. Denen konnte man sich nicht entziehen. Was man erreichte, war demgegenüber herzlich wenig. Nach dem 5. Jahr entzog ich mich der Betriebsratsarbeit, um nicht zum hauptberuflichen Betriebsrat zu werden. Ich möchte die Betriebsratszeit nicht missen, aber auf keinen Fall hätte sie länger dauern dürfen, denn mit einem enormen Arbeitseinsatz doktort man dort nur an Symptomen herum – die Ursachen bekämpfen (etwa Hilfe bei der Organisation der Betroffenen), das vermag sie kaum zu leisten. Dafür ist die Institution als solche, und vom Gesetz her, viel zu sehr ausgelegt auf Integration, Verkleisterung der Gegensätze und Vereinzelung der Betroffenen. Handwerkerlei und „Sozialklempnerei“ sind an der Tagesordnung, Stellvertreterpolitik statt Aktivierung der Betroffenen die Regel. Das Gesetz gewährt die Illusion der Gleichheit, aber zugleich verurteilt die Rechtsprechung uns meist zur Ohnmacht. Diese in der Praxis gewonnenen Erkenntnisse buche ich durchaus als Gewinn. Und wenn man sich keine Illusionen über die Möglichkeiten der Betriebsratsarbeit macht, aber den direkten Kontakt mit den Beschäftigten und die Möglichkeit, Informationen zu beschaffen als Wert ansieht, dann ist das allein stets ein Grund, sich dafür zu engagieren.

Allerdings ist schon seit einiger Zeit zu bemerken, daß – wie bei mir – ganz allgemein das politische Engagement geringer geworden ist, und die meisten sich wieder mehr ihrer beruflichen Arbeit widmen. Das hängt vordergründig mit gestiegenem Leistungsdruck zusammen – das Institut hat von den Geldgebern neue, große Projekte bewilligt bekommen, aber keine zusätzlichen Stellen. Der tiefere Grund scheint mir jedoch zu sein, daß von außen keine politischen Anstöße kommen. Man kann nicht einen isolierten Bereich nur von innen heraus wirksam umgestalten. Solche Bewegungen müssen eingebettet sein in solche, die breiter in der Gesellschaft wirken.

Eine solche breitere Bewegung ist – wie heterogen sie auch immer sei – immerhin die ökologische Bewegung und ihre Widerspiegelung bei uns ist natürlich hauptsächlich die Kernkraft. Das immer wieder, mal abflauend, dann wieder heftiger, mal nur einzelne von uns, dann wieder kleine Gruppierungen, die sich bilden (und auseinanderlaufen). Es gibt Zusammenkünfte, Analysen, Überlegungen, kleine Aktionen, Reaktionen, Denkpausen – hier fühlen wir Wissenschaftler uns oft auf eigenartige und kennzeichnende Weise zwischen den Fronten angesiedelt. Aber dies ist ein anderes Feld, das vielleicht einmal gesondert zu betrachten wäre.

